

Archäologie • Plagiate • Hochschule • Lebensfragen • Weihnachtswissenschaft • Infografik: Architektur

Wie die Burg Hohengenkingen wohl einst ausgesehen hat? Die Spurensuche hat erst begonnen



Illustration: Kim-Melina Bertram für DIE ZEIT; Foto: [M] Thomas Bernhardt; ZEIT-Grafik

Die Zeitmaschine von der Alb

Eine Burg auf einem schwäbischen Höhenzug – verfallen und fast vergessen.
Jetzt wird sie erstmals erforscht. Immer mit dabei: Unser Autor WOLFGANG BAUER

Es ist eine alte Menschheitsfantasie. Der Traum von der Zeitreise. Kaum eine Idee klingt so verwegen. Das Rätsel der Zeit. Niemand weiß genau, worum es sich bei der Zeit eigentlich handelt. In der Relativitätstheorie ist sie eine physikalische Größe, so wie der Raum. Einen Raum kann man bereisen, also auch die Zeit? Gibt es einen Weg, sie zurückzudrehen? Eine Zeitmaschine, die uns befördern kann in vergangene Jahrhunderte, zu den Ursprüngen von Entwicklungen, von denen wir immer noch profitieren oder deren Folgen uns bis heute vergiften, etwas, das uns diese Kraft besser verstehen lässt, die uns vor sich her treibt, uns unbewusst lenkt oder blockiert – unsere Vergangenheit.

Doch weder Physiker noch Science-Fiction-Autoren müssen so eine Zeitmaschine erfinden. Weil es sie bereits gibt.

Ich habe sie für mich entdeckt, als ich gerade dreizehn geworden war. Sie befindet sich nordöstlich des Dorfes Undingen, südlich des Dorfes Genkingen auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb in Baden-Württemberg, die vor Millionen Jahren der

schlammige Boden eines Meeres war, bis sie von der Erde aus dem Wasser gedrückt wurde, hinauf in große Höhen, bis auf 861 Meter über dem Meeresspiegel. Dort liegt die Zeitmaschine, auf einer schmalen Bergspitze, verborgen in Wald und Unterholz.

Mauern, von Moos überwachsen. Steine, von Menschen behauen, aber so alt, dass sie kaum mehr vom Fels zu unterscheiden waren. Die Überreste einer Burg. Sie bedeckten den größten Teil des Berggipfels. Unter dem Laub überall Scherben von Keramik, sogar ganze Dachziegel, viele noch intakt. In einigen von ihnen waren die Fingerabdrücke der Menschen erhalten, die sie vor Hunderten von Jahren erschaffen hatten, Fingerabdrücke, die den meinen so gleichen.

Nicht viel mehr als der Name war von der Geschichte dieses Ortes bekannt. »Ruine Hohengenkingen, Entstehung vermutlich im 12. Jahrhundert«. So stand es auf einem Schild im Wald. Kein Gebäude hatte überdauert. Nur niedrige Mauern, die oft keine erkennbare Funktion hatten. Doch so viel Leben war hier einst gewesen, Leben, das mir beim Laufen als Scherben von Töpfen unter den Füßen knirschte. Der Boden war hier voller Geschichten. So voll schien er von

Land der Burgen



Das Gemäuer auf der Schwäbischen Alb ist eine von mehr als 25.000 Burgen, die einst im deutschsprachigen Raum entstanden sein sollen

ihnen, dass man ihn fast sprechen zu hören meinte, aber eben nur fast.

Das Geheimnis darum hatte mich als Kind in den Bann gezogen. Später als Erwachsener habe ich die Pyramiden gesehen und Luxor, Wikingerstädte in Dänemark, antike Siedlungen in Afghanistan, aber immer wieder bin ich an diesen Ort im Wald von Genkingen zurückgekehrt und habe gelauscht.

Dieser Text handelt von der Faszination der Archäologie. Sie ist eine oft gescholtene Wissenschaft, die es in der öffentlichen Wahrnehmung nicht immer leicht hat, weil sie Bauarbeiten aufhält, weil sie Neubauten teurer macht und selten Schatzkammern alter Pharaonen öffnet. Archäologie ist meist Erde, Staub und Scherben. Die Forschungsgelder dafür sind in Europa in den vergangenen Jahren drastisch gekürzt worden. Kaum eine andere Wissenschaft aber gibt eine größere Chance, innezuhalten, zurückzuschauen und sich zu fragen: Was macht der Mensch?

Die vergessene Burg, auf der ebenfalls keine Schatzkammern zu erwarten sind, ist inzwischen Mittelpunkt eines Forschungsprojekts. Der erste Archäologe, den ich auf

die Burg führte, hat mit der Idee einen zweiten angesteckt, der dann einen dritten, bis sich am Ende eine interdisziplinäre Gruppe aus Forschern der Universität Tübingen zusammengetan hat. Die Wissenschaftler fasziniert, dass der Berg unberührt ist. Für sie ist der Ort die perfekte Zeitkapsel, nie wurde er überbaut.

Keimzelle einer neuen Zeit

Es ist ein Modellprojekt, in dem exemplarisch die Möglichkeiten der Archäologie ausgelotet werden sollen. Dabei sind auch der Bürgermeister der Gemeinde Sonnenbühl, zu der die Dörfer gehören, Freunde und ich. Ein Trägerverein wird für das Projekt gegründet. Die Finanzen sollen über Spenden und Fördergelder akquiriert werden. Begonnen hat alles vor zwei Jahren. Der Anfang einer Reise in die Vergangenheit, von der niemand weiß, wohin sie führen wird. Eine Zeitreise, gewissermaßen im Selbstversuch.

In einer kleinen Serie, in unregelmäßigen Abständen, werden wir sie in der ZEIT begleiten.

Fortsetzung auf S. 32

Archäologie

Die Zeitmaschine ... Fortsetzung von S. 31

Die Akteure: Sören Frommer, 53, selbstständiger Archäologe und Heimerzieher. Mathias Hensch, 56, anfangs beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, jetzt Stadt- und Kreisarchäologe in Uelzen und auf den Spuren Karls des Großen. Der Student Karl Linden, der sich auf Keramik spezialisiert hat, sowie Natascha Mehler, die die Abteilung für Archäologie des Mittelalters an der Universität Tübingen leitet. Als ich ihr Büro zum ersten Mal betrat, beugte sie sich über eine 600 Jahre alte Kanonenkugel, die aus einem Schiffswrack aus dem Nordatlantik stammte. Auf ihrem Schreibtisch lief gerade die Teerfüllung der Kugel aus.

Die Burg: Sie stammt aus einer Zeit, auf der kaum Schriftliches überliefert ist. Pergament war teuer, und schreiben konnten nur wenige. Über manche Epochen der Antike weiß man mehr als über das Hochmittelalter. Europa hatte gerade erst begonnen, sich aus den Trümmern des untergegangenen Römischen Reichs zu erheben.

Das Klima half. Auf der Nordhalbkugel stiegen die Temperaturen. Die Sommer wurden länger, die Ernten fielen reicher aus. Die Zahl der Menschen stieg. Bis in die Bergregionen konnte jetzt Landwirtschaft betrieben werden. Aus Dörfern wurden Städte. Städte umgaben sich mit Mauern. So sehr wuchs die Bevölkerung, dass sie nicht mehr nur von wenigen Grafen- oder Herzogssitzen aus regiert werden konnte. Der Hochadel



Bald drohen die letzten Mauern einzustürzen – ein Rest auf dem obersten Grat des Hohengenkingen

musste seine Macht delegieren an Getreue in den Dörfern, »Ministerialen« genannt. Oft ist unklar, wer diese waren. Reiche Bauern aus dem Dorf oder zugezogene Fremde?

Selten sind aus dieser Zeit biographische Details bekannt. Wenige Namen aus Besitzurkunden, aber keine Geschichten, die diese Namen mit Leben füllen. Zu Beginn des Hochmittelalters lebten diese neuen Mächtigen, die sozialen Aufsteiger ihrer Zeit, noch in den Dörfern, Haus an Haus. Aber bald sonderten sie sich ab, suchten die Distanz zu ihren Untertanen und zogen auf die höchsten Höhen, derer sie in ihrer Nähe habhaft werden konnten, bauten Burgen.

Es ist nicht bekannt, wie viele Burgen in Deutschland entstanden. Vermutlich sind es im deutschsprachigen Raum über 25.000, in Mitteleuropa mehr als 40.000. Burgen wurden zu den Symbolen einer gesellschaftlichen Umwälzung, Ausdruck eines neuen Selbstbewusstseins, zu den Keimzellen einer neuen Zeit.

Der Berg, auf dem unsere Burg gebaut wurde, liegt am Rand der Schwäbischen Alb. Ein Gebirgszug zwischen Stuttgart und Ulm, der über eine Länge von 200 Kilometern abrupt um 400 Meter ansteigt. Der Gipfel des Bergs überragt alle anderen in der näheren Umgebung. Bei gutem Wetter sieht man die Schweizer Alpen. Die Gegend war im Mittelalter Kinderstube einiger der mächtigsten deutschen Herrscherhäuser. Die Staufer bauten ihre Burgen am Rand dieses Gebirges, auch die Zollern.

Heute gehört die Gegend zum Großraum Stuttgart. Ein Moloch, so könnte man sagen, zu dem fast alle Dörfer und Städte in den letzten Jahrzehnten zusammengewachsen sind, nur noch getrennt von grauen Industriegebieten. Man könnte auch sagen: einer der Motoren deutschen Wohlstandes.

Auch die Dörfer auf der Alb wurden von diesem Boom erfasst. Die meisten ihrer Bewohner arbeiten in den Fabriken von Daimler und Porsche und Bosch. Pendeln zwischen Arbeitsplatz und Einfamilienhaus. Früher bitterarm, sind Genkingen und Udingen weit über sich hinausgewachsen, Ringe von Neubaugebieten umgeben die alten Kerne.

Auf diese Weise wurden in dieser Landschaft die Reste der Burg Hohengenkingen so etwas wie die Pyramiden von Giseh, um die das moderne Kairo gewachsen ist. Bald dro-

hen ihre letzten Mauern einzustürzen. Wie bei vielen Denkmälern in Europa beschleunigt der Klimawandel den Zerfall. Die Trockenheit zehrt an Mörtel und Mauern. Es ist eine der letzten Möglichkeiten, die Reise in die Vergangenheit anzutreten. Wie aber begreifen?

Gemäuer im Nebel

»Wir brauchen einen Plan«, sagt Mathias Hensch vom Landesdenkmalamt, als er im April 2021 mit dem selbstständigen Archäologen Sören Frommer zum ersten Mal auf dem Berg steht. Hensch trägt, so ist es Vorschrift, die gelbe Weste des Landesdenkmalamts. Der gebürtige Niedersachse ist der verantwortliche Gebietsreferent, zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen, der vom Bodensee bis fast nach Stuttgart reicht. Jedes Bauvorhaben, das die Vergangenheit stört, ein archäologisches Denkmal beschädigen könnte, muss von ihm geprüft werden. Ein Mann für ein Viertel eines Bundeslandes.

Es ist so wenig über die Burg bekannt, dass man noch nicht einmal weiß, wo sie anfängt, wo sie aufhört. Sie wurde auf den Felsrücken eines langgezogenen Berggrats gebaut. Es sind Reste einer ehemaligen Ringmauer erhalten, Erdanhäufungen, die an Türme erinnern, eine Erhöhung, die als Bergfried gedeutet wird, in den Fels gehauene Doppelterrassen, dazwischen Mauerreste, die sich auch Hensch nicht erklären kann. Zwei Gräben, die als Burggräben durch den Felsgrat gebrochen wurden, aber offenbar die Burg nicht begrenzen.

Die Landschaft scheint auch jenseits der noch sichtbaren Mauern von Menschen bearbeitet worden zu sein. Anhäufungen von Steinen, die Reste von Türmen sein können oder nur Produkte der Verwitterung. Weitläufige ebene Flächen, die den Felsgrat im Wald flankieren, künstlich oder natürlich.

Es ist ein altes Missverständnis, dass Burgen im Mittelalter in erster Linie der Verteidigung dienten. Vor allem waren sie weit sichtbare Statussymbole, Zeichen von Macht. Um sie herum wuchsen große landwirtschaftliche oder handwerkliche Betriebe. Die brauchten mehr Platz, als zwischen die Burgmauern passte.

Wovon die Menschen lebten, die unsere Burg bauten – auch das wissen wir noch nicht. In alten Urkunden tauchen immer wieder die »Herren von Genkingen« auf. Nie werden sie aber in Zusammenhang mit der Burg genannt. Es ist bisher keine einzige Urkunde bekannt, die die Burg überhaupt erwähnt. Erwähnt wird sie erst, als sie längst verfallen ist.

Es ist unbekannt, wann und wie sie entstand. Es ist unbekannt, wann und warum sie wieder unterging, und unbekannt ist auch alles dazwischen.

Vermessung des Gipfels

Im Oktober 2021 schlugen 70 Studierende der Fachhochschule Biberach mit großer Sorgfalt rot-weiße Holzpflöschchen in den Boden des Gipfels. In den nächsten vier Monaten, jeweils am Wochenende, werden sie unter Anleitung ihres Professors, des Vermessungskundlers Hans Quasnitza, das gesamte Areal vermessen. Für sie ist es die Abschlussübung ihres Seminars, für das Projekt die Grundlage für alles, was folgt. Ein erster Versuch, dem Unbekannten eine Ordnung zu geben.

Sie tragen Laserscanner hinauf und Tachymeter, mit denen sich Entfernungen und Winkel bestimmen lassen. Quasnitza hat den Berg in 70 mal 70 Meter große Quadrate eingeteilt. Natürlich wurde der Berg bereits vermessen, aber nur grob, nicht mit einer so feinen Auflösung, wie sie die Archäologen für ihre Arbeit brauchen. Die Studierenden arbeiten in Vierergruppen. Sie kommen nur sehr langsam voran, denn das Gelände ist unwegsam. An den Steilhängen geraten sie immer wieder gefährlich ins Rutschen. Das



Verwirrung stiftet dieses Mörtelstück. Die Datierung im Labor ergibt ein beinahe unmögliches Alter

Unterholz erschwert das Arbeiten mit dem Laserscanner. Hundert Messpunkte bewältigt jede Gruppe am Tag.

Am Computer der Fachhochschule entsteht aus allen diesen Daten ein 3-D-Modell, bleigrau, ein Bild, das an einen im All schwebenden Asteroiden erinnert – und nur wenig an eine mittelalterliche Burg.

Stein der Rätsel

»Ein Glücksfall«, sagt Mathias Hensch vom Landesdenkmalamt, als ihm bei einer unserer Begehungen ein Stück Mörtel auffällt, groß wie ein Baseball. Es ist aus einer der obersten Mauern der Burg gebrochen, vermutlich einst Teil des Bergfrieds. Der Mörtel ist leicht orange verfärbt, was darauf hindeutet, dass er einmal großer Hitze ausgesetzt war, einem Feuer. In ihm entdeckt Hensch ein Stück Holz, das einst dem Mörtel beigemischt worden ist und im gleichen Feuer zu Holzkohle wurde. »Wir können das jetzt ins Labor schicken und prüfen, wie alt es ist.«

Die Hoffnung: zum ersten Mal belastbare Informationen über diesen Ort zu erhalten. Das Stück Mörtel wird nach Mannheim geschickt, ins Curt-Engelhorn-Zentrum Archäometrie. Dort wird die Holzkohle im Mörtel mit einer Methode untersucht, die als eine der wichtigsten Entdeckungen des 20. Jahrhunderts gilt. Ein Labormitarbeiter im weißen Kittel zerkleinert in einer Petrischale eine Faser der Holzkohle. Sie wird dann in einem Salzsäure- und einem Laugenbad und wieder in einem Salzsäurebad von Verunreinigungen befreit.

Über die Jahrhunderte haben sich Mineralien wie Kalk darin abgelagert. Um die Holzkohle auch von Stickstoff- und Schwefel-einlagerungen zu reinigen, wird sie in einer winzigen Ampulle mit Silberwolfe und Kupferoxid in einem Ofen bei 900 Grad verbrannt – die Kohle wandelt sich zu Kohlenstoffdioxid. Aus dem Gas wird in einer anderen Anlage wieder Grafit, die reinste Form des Kohlenstoffs.

In einem Beschleuniger-Massenspektrometer beschießt man die Probe mit elektrisch geladenen Teilchen, Ionen. Sie rast, beschleunigt von 500.000 Volt, durch ein System aus Röhren und Magneten, die den Kohlenstoff schließlich in drei Kohlenstoff-Arten aufspalten, die unterschiedlich schwer sind: C12, C13 und C14.

Ende der Vierzigerjahre entdeckten US-Wissenschaftler, dass man mithilfe von C14 das Alter organischen Materials bestimmen kann. Das schwach radioaktive Isotop entsteht durch Reaktionen mit der kosmischen Strahlung in den obersten Schichten der Erdatmosphäre und wird über die Photosynthese von allen Pflanzen gespeichert. Sobald die Pflanze stirbt, baut sich das C14 in ihr wieder ab. Da bekannt ist, wie schnell das geschieht, kann durch die Messung auf das Alter beispielsweise von Holz geschlossen werden. Zum ersten Mal wurde die C14-Methode beim Sarg eines Pharaos angewandt. Es gab einen Nobelpreis dafür.



Foto: Thomas Bernhardt

Rest einer Specksteinkugel – die Forscher glauben, dass sie Teil einer wertvollen Halskette war

Das Ergebnis der Mörtel-Probe: »95 Prozent Wahrscheinlichkeit: 210 bis 324 nach Christus.« Sören Frommer sagt sofort: »Ein Messfehler.« Denn bisher deutet nichts auf die Spätantike, aber alles auf das Spätmittelalter hin. »Ein Messfehler«, meint auch Mathias Hensch vom Landesdenkmalamt. Das Labor überprüft alle Daten – und bleibt bei seinem Messergebnis. Es liege kein Fehler vor. Das Holz stamme aus der Spätantike.

Die Zeitreise, auf die uns die Atomphysik schicken will, führt knapp tausend Jahre tiefer in die Vergangenheit als erwartet. Damals war der Südwesten Deutschlands Teil des Römischen Reichs. Allerdings befand sich die Macht Roms in Schwaben schon da im Niedergang. Zweihundert Jahre lang hatten die Römer hier Städte gebaut, Rottweil, Cannstatt. Sie errichteten Thermen, Straßen aus Stein, landwirtschaftliche Betriebe mit luxuriösen Villen im Zentrum. Bürgerkriege und wirtschaftlicher Niedergang hatten die Provinz jedoch ausgezehrt.

Die Wegelagerer nahmen zu. Die Gegend verarmte. Immer mehr Germanen ließen sich auf Ländereien nieder, die Römer aufgegeben hatten, als sie abwanderten. Der Limes fiel nicht in einer Nacht, er löste sich wohl Stück für Stück auf. Eine Zeit der großen Unsicherheit. Suchten bereits damals Menschen, ob es Römer waren oder Germanen, den Schutz des Berges?

»Reine Spekulation«, sagt Sören Frommer und holt uns zurück in die Gegenwart. Vermutlich sei ein spätantikes Holzstück in den mittelalterlichen Mörtel gelangt. »Archäologisch nicht erklärbar«, sagt Hensch. »Wir brauchen eine zweite Probe.«

Spur der Scherben

Es gibt nur wenige wissenschaftliche Institute in Deutschland, die eine so spektakuläre Aussicht haben wie das Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters in Tübingen. Die Mitarbeiter des Lehrstuhls residieren in den obersten Etagen des Schlosses Hohentübingen, das im 16. Jahrhundert erbaut, die Stadt auch heute noch weit überragt. Fast sieht man von hier aus bis zur Burg auf der Schwäbischen Alb.

Michael Kienzle, 28, einer der erfahrensten Burgenkenner der Region, nimmt im Rahmen eines Seminars mit seinen Studenten eine Inventarisierung aller Scherben vor, die bisher auf Hohengenkingen gefunden wurden. Jahrzehntlang hatte ein Realschullehrer die Ruinen der Schwäbischen Alb nach Keramikscherben abgesucht. Er ist mittlerweile verstorben, hat seine Scherbensammlung aber dem Land Baden-Württemberg vermacht. Auf der Burg Hohengenkingen hat er so viele gefunden wie auf nur wenigen anderen Ruinen. 420 Scherben liegen vor den Studenten, die sie nach Typen und Altersgruppen sortieren sollen.

Kleine schwarze und braune Bruchstücke stammen von Töpfen und Bechern. Die meiste Keramik, wird Kienzle mit seinen Studenten am Ende des Seminars feststellen, stammt aus dem Spätmittelalter.

Eine Besonderheit ist der Rest einer Specksteinkugel, einst Teil einer Halskette, wertvoller Schmuck einer Frau. Der erste Hinweis auf einen gewissen Wohlstand der Burgbewohnerinnen. Ein für die Burgen der Region einmaliger Fund.

Sören Frommer, der selbstständige Archäologe, hat derweil altes Kartenmaterial gesichtet und ist, was niemand erwartete, auf eine alte Abbildung der Burg gestoßen. Im Jahr 1592 hatte der württembergische Herzog einen der Pioniere der Kartografie, den Verwaltungsjuristen Georg Gadner von Ganek, damit beauftragt, eine Karte seines Waldbesitzes zu erstellen.

Gadner schickte seine Teams ins Land, um Zeichnungen anzufertigen. Es waren Prunkkarten, mit denen der Herzog später den Festsaal eines seiner Schlösser ausschmückte. Gadner war der Erste, der auf seinen Karten nicht nur mit Einheitssymbolen für Orte und Plätze arbeitete, sondern auch mit authentischen Details wie der Form von Kirchtürmen oder dem Aufbau von Stadtbefestigungen.

Hohengenkingen zeichneten seine Leute schon damals als Ruine, aber noch mit mächtigen Mauern. Die Skizze ist nur klein, aber man glaubt, das Profil der Anlage zu erkennen. Der Rest eines Turmes dort, wo auch heute der Bergfried vermutet wird, eine Vorburg, eine doppelte Terrasse. »Ich glaube, das ist eine realistische Darstellung«, sagt Michael Kienzle, der Gadners Abbildungen mit vielen anderen alten Burgen im Südwesten abgeglichen hat. Das Erstaunlichste: Die meisten anderen Burganlagen der Umgebung, die heute noch Touristenattraktionen sind, wurden auf Gadners Karte nicht verzeichnet. Hohengenkingen aber schon – die heute vergessene Burg.

Es vergehen dann einige Monate, ohne dass die Forschungen fortgesetzt werden können, denn die Kosten Geld. Und wer will für die Vergangenheit schon Geld ausgeben, wenn die Gegenwart alles Geld verschlingt. In der Ukraine bricht im Februar 2022 der Krieg aus, die Gaspreise ziehen an, es droht die Inflation und ein Krieg zwischen China und Taiwan.

Ein Jahr später, im März 2023, tragen die beiden Archäologen Sören Frommer und Shane Cavlovic ein Zelt auf den Berggrat. Sie stellen Campingstühle auf, haben Getränkevorräte dabei und einen handelsüblichen Laubbläser. Zusammen mit zwei Studenten der Universität Tübingen werden sie eine Woche auf der Burg verbringen. Die Gemeinde hat etwas Geld gegeben, die Kreissparkasse Reutlingen, verschiedene Einzelpersonen. Es reicht noch bei Weitem nicht, um die Kosten zu decken, aber Frommer und Cavlovic wollen das Frühjahr nicht verpassen. Denn nur im Frühjahr ist das möglich, was sie vorhaben.

Sobald der Schnee geschmolzen ist und bevor das Unterholz den Waldboden wieder bedeckt, wollen sie mit dem Laubbläser die Ruine im wahrsten Sinne freiblasen. Noch



Studenten aus Biberach vermessen die Oberfläche des Bergs. Was ist Natur und was Gemäuer?

ohne Spaten wollen sie versuchen, die Burgreste so gut wie möglich freizulegen.

Ein Jahr ist es her, dass die Studenten aus Biberach die Oberfläche des Berges vermessen haben. Auf der Grundlage ihrer Daten wollen die Archäologen jetzt die Mauerreste erfassen, fotografisch dokumentieren und einmessen. Was trocken klingt, ist eine fast schon kriminalistische Arbeit. Der Laubbläser wird die Steine noch nicht zum Sprechen bringen, immerhin aber zum Flüstern.

Am Ende der Forschungswoche werden wir nicht während der Arbeit am Berg nur über den Ukraine-Krieg diskutieren, der die Gegenwart dominiert, sondern auch über einen Krieg, der heute vergessen ist, aber im 14. Jahrhundert Tod und Verderben über Zehntausende Menschen in weiten Gebieten Süddeutschlands brachte – Fortsetzung folgt.